

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 14 (1910)

**Artikel:** Brigitt Rössler  
**Autor:** Moeschlin, Felix  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-572303>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

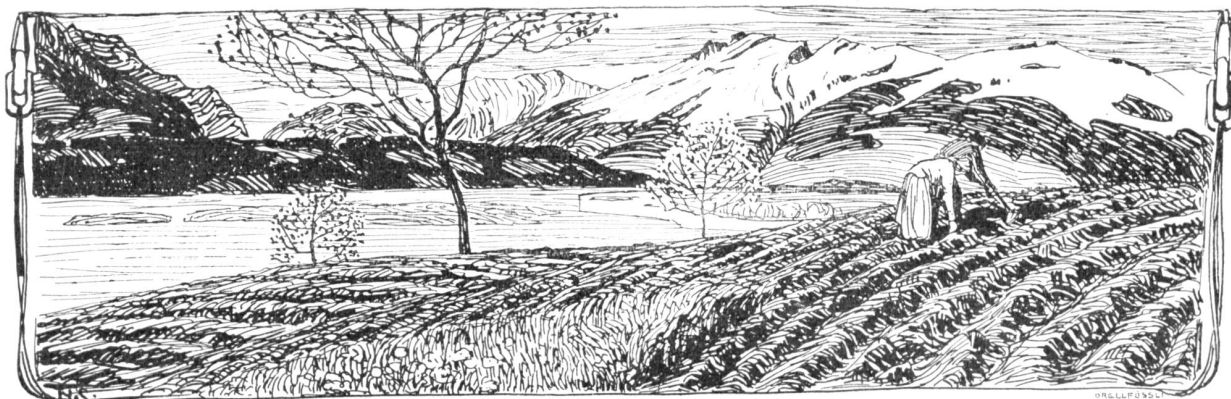
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 07.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Usgänts Hörner.

Es dunkt mi, es sunni  
Ä lengeri meh:  
Es hät scho blo<sup>1)</sup> Schatte  
Und Schnürpfli im Schnee.

Se wird 's is glylachtig<sup>2)</sup>  
Au Tauwätter gä  
Und chuumlicher Zyte  
Für d' Lüt und für d' Ehräh.

He, Lanzig<sup>3)</sup> ist Lanzig,  
Das ist einist wohr:  
D' Wält chunt eim halt einewäg  
Heiterer vor.

's Veh fot afo bägge<sup>4)</sup>  
Im Stall no dr Alp.  
Dr ulydigst Müüchi<sup>5)</sup>  
Taut uf und macht 's Chalb.

Und 's Wybervolch, 's ledig,  
Tuet 's Pfeisterli uf.  
Gwüh, Bethli, hüür chunt'r  
Dur's Steiwägli uf!

Jä, bruchst do nüd z'räuke<sup>6)</sup>;  
Es ist mer jo scho,  
I gläch i dim Äugli  
Äs Wiegeli gob.

Henusä, es bess'red,  
's ist us mit em Schnee!  
Wend hüür wieder einist  
Rächts Heuwätter gseh.

Au stoßed mer wieder  
Alt Hoffnige uf.  
Hüür stelli i' nu einist  
Wie 's Chegelris uf.

Bi jeddwede Lanzig  
So jung und so dumm...  
Chunt's ächt wieder z'dunndre  
Und chegled mer's um?

Meinrad Lienert.

1) blau. 2) halb. 3) Lenz. 4) brüllen. 5) Leimfieber. 6) erröten.

## Brigitt Rößler.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Felix Moeschlin, Leksand (Schweden).

Die Schweden waren vom Elsaß heraufgekommen, hatten etlichen die Spieße durch den Leib gerannt, etlichen die Häuser über dem Kopf angezündet und auch sonst viel Böses und Grimmes verübt und waren dann wieder weitergezogen, Rheinfelden zu. Dessen waren die Bauern von Therwil und Ettingen erst gottensfroh und machten die Fensterläden wieder auf und rissen die Nägel aus den zugenagelten Türen und schlugen die Querbalken heraus, mit denen sie die Stalllöcher verammelt hatten. Dann aber gingen sie herum und sahen den Schaden in den Baumgärten und Feldern und auch die Toten und Verwundeten und die niedergebrannten Häuser, und da jammerten sie, was sie konnten, daß es weit zu hören war. Danach aber, als sie genug über das schreckliche Unglück gejammert hatten, besannen sie sich wieder; denn das Wehklagen half ja doch nichts und war nur verlorene Zeit, und wenn sie sich nicht selber halfen, so half ihnen niemand, am we-

nigsten die Bürger von Basel, die wohlgeborgen hinter ihren dicken Mauern saßen. Und sie krämpelten die Hemdsärmel auf und nahmen Art und Säge in die Hand oder auch Grabscheit und Haue und flickten und bauten und pflanzten und verbanden die Verwundeten und begruben die Toten. Und nach einem Jahre war das Unglück schier völlig verschmerzt; denn Gras und Korn stand wieder auf dem verwüsteten Boden, und über die Gräber war das Vergessen gewachsen, und es dachte eigentlich nur noch einer so recht daran, und das war der Gemeindeammann Anton Rößler von Ettingen, ein alter Witwer, der noch oft des Abends den Berg hinter dem Dorfe hinaufstieg und gegen Rheinfelden sah. Und das war nicht verwunderlich; denn die Schweden hatten ihm die einzige Tochter mitgenommen. Er beneidete die andern, die ihre Lieben in Gräbern wußten, über die der Pfarrer das heilige Wasser gesprengt hatte, und Blumen grüßen konnten, die dort aus der Erde

wuchsen, als seien die Toten noch lebendig und streckten grüßend ihre Hände empor, die der liebe Gott in Blumen verwandelt hatte, um ihnen allen Schrecken der Verwesung zu nehmen.

Niemand wußte so recht, wie es beim Raub der Brigitt Rößler zugegangen war, und auch der Vater kam nie ins klare, soviel er auch darüber nachdachte. Und er erfuhr auch nie mehr etwas von ihr, obwohl er noch einige Jahre so dahinlebte und immer wieder den Berg hinaufstieg und gegen Rheinfelden sah, daß es für einen, der vorüberging, fast unheimlich war, den Alten so zu treffen. Und der Anton Rößler stieg noch den Berg hinauf, als er schon blind geworden war, so gut wußte er jeden Tritt, und stierte mit erloschenen Augen in der Richtung, da Rheinfelden liegen mußte, und wer ihn sah, bekreuzigte sich. Aber dem Alten war es, als sehe er und als sei das Bild noch deutlicher geworden, seitdem seine Blicke nur noch nach innen gingen, und er sah bloß immer seine Tochter, wie sie hinter einem schwedischen Reiter saß und das Roß mit beiden davonsprengte. Und das war auch noch sein letzter Gedanke und sein letzter Schmerz, als er auf dem Totenbette lag, und bis zuletzt wartete er noch auf einen leichten, behenden Schritt, der über die Schwelle seiner Kammertüre kommen sollte, und merkte darüber nicht, daß ihm der Tod so nahe sei und immer näher trete. Und er starb fürwahr, ohne daß er einen Gedanken hatte an den Tod und an die lange ungewisse Seligkeit dahinter, so sehr waren alle seine Sinne bei der verschwundenen Tochter.

Aber auch nach seinem Tode hat niemand die Brigitt Rößler wiederkommen sehen, obwohl es Leute gab im Dorfe, die achtzig Jahre alt wurden und mehr, und die Spielkameraden und Freundinnen der Verschwundenen sie wohl noch erkannt hätten. Denn sie war groß und schön gewesen, und man vergaß sie nicht wieder, wenn man sie einmal gesehen hatte. Das hatte mehr denn ein Jungknab von Sitingen mit Schmerzen erfahren, eh sie verschwand, und auch mehr denn ein Bürgersohn von Basel, der ihr in den engen Gassen der Stadt begegnet war, wenn sie mit einem Korbe auf dem Haupt, doch ungebeugt, mit leichten Schritten auf den Marktplatz ging, wo selbst die steifen Ratsherren von ihrem roten Haus mit Wohlgefallen auf sie niederschauten.

Aber Brigitt Rößler war mit einem Schweden auf und davon und weggeritten, und das war ihr eigener Wille gewesen, und sie hatte die Arme fest um seinen Leib geschlungen, und das hatte sie nicht getan aus Angst, zu fallen, sondern aus Liebe, die den andern eng und nah dem eigenen Leibe will, und dies alles war wie ein Wunder gewesen und war auf sie her-

niedergekommen wie ein Blitz, daß sie den alten Vater vergaß und hinter dem Schweden aufs Pferd sprang und auch nicht mit einem Blicke nach rückwärts sah und auch nicht mit einem Gedanken. Und es kam ihr zugute, daß der gestrenge Gustav Adolph gestorben war; denn solange er gelebt hatte, waren keine Weiber im Heere geduldet worden. Seither aber waren die Sitten freier geworden, und es war nicht mehr viel Unterschied zwischen einem Schweden und einem Kaiserlichen, was die Mannszucht betraf, und eigentlich gar keiner, umsomehr, da unter dem Namen Schweden alle möglichen Völker gingen und viel Gefindel und die meisten ihre Geburtsstätte ganz wo anders hatten als in dem kalten Lande hinter der Ostsee.

Aber ihr Reiter war eine Schwede, blondhaarig und blauäugig, und hieß Björn, das ist Bär zu deutsch, und als sie das wußte, da hatte sie ihn noch lieber; denn das paßte in ihren Sinn. Er konnte deutsch genug, um zu verstehen, was sie ihm zulispelte, und ihr knapp und gut sagen zu können, was ihr eine liebe Antwort war. Und über die armen Worte hinaus verfügten sie ja über den reichen Schatz von beredten Blicken und Gebärden und nicht zuallererst von guten Küssen, die wie die Mitteilung der hintersten Geheimnisse waren. Und sie hatten in der Nacht das enge Zusammensein und ein Glück, für das sie keine Worte wußte und sie auch keiner bedurfte. Aber sie hörte ihn gerne die Sprache seiner Heimat reden; denn sie gefiel ihren Ohren mit den klangreichen Worten und mit den weichen gehauchten Lauten, und es war viel darin, was sie an ihre eigene Sprache erinnerte, etwas so leicht Singendes, nur edler und stärker, und sie freute sich wie ein Kind, wenn sie bisweilen ein Wort auffing, das sie verstehen konnte, nicht aber die deutschen Soldaten, wie «krusbär» zum Beispiel oder «grina». Und das kam ihr wie ein geheimes Band vor und machte ihr das Wunder ihrer Liebe begreiflicher. Nur wenn sie nicht mit ihm zusammen war und einsam auf ihn wartete im Troßhaufen, dann schüttelte sie oft verwundert den Kopf und versuchte, sich auf sich selber zu besinnen und auf die Gründe, die sie vom Vater weggerissen hatten. Aber sie konnte keine Gründe finden, bloß nur immer wieder die Tatsache, daß sie ihn plötzlich über alles geliebt hatte, als sie ihn reiten sah, und daß er also wohl der Ritter Georg gewesen sein mußte, auf den jedes Mädchen wartet. Und so liebte sie denn das Unerklärliche auf sich beruhen und grübelte nicht und wartete bloß mit Ungebuld auf seine Rückkunft. Und ihr Vater stand fern und blaß wie hinter einem Schleier, und ihre Heimat bedeutete nicht mehr für sie als ein Land, das man im Traum gesehen hat und noch am hellen Tage bedenkt, mit Freude und einem süßen Gefühl, doch ohne schmerzliche Seh-

sucht und ohne Wunsch, den Traum in Wirklichkeit zu wenden. Und sie achtete die Wege nicht, die sie ritten, sah nicht nach links und nicht nach rechts, sondern immer nur auf ihn, und unter Stunden dachte sie mit Schrecken und Angst, was wohl kommen würde, wenn er ihr einst verloren ginge. Aber so recht konnte sie die Angst doch nicht anfüllen; denn so gut wie die Sonne an jedem neuen Tage wieder schien, so müsse auch ihr Björn stets bei ihr sein, so war es ihr. Und wenn er ihr sagte, daß ihm nunmehr nichts Schlimmes passieren könne, derweil ihn die Liebe noch stärker gemacht habe und er nichts von Furcht wisse, dann vergaß sie erst recht ihre Angst, und sie pries ihn vor den andern, ihn, der an ihrer Seite ritt, als ihren König.

Durch ein schlimmes Treffen hier und ein schlimmes Treffen dort war der Trupp, in dem sie ritten, zusammengeschmolzen. Auch waren viele, die stoben und sagten, daß bei den Schweden kein Glück mehr sei und daß der Gott der Kaiserlichen doch stärkere Arme habe. Und so waren sie schließlich nur noch ein paar Mann, die nicht mehr große Dinge verüben konnten und sich auf einen weiten Weg machen mußten, um zu einem größern Heeresteile zu stoßen. Der Mitt ging durch ein Land, wo nicht mehr viel zu plündern war und darum auch keine Feinde mehr im Hinterhalte lagen. Die Zeit ging langweilig und eintönig, ohne Abenteuer und Gefecht, und ärmlich war es bestellt um Nahrung und Nachtherberge. Björn und Brigitt fragten nichts darnach: sie aßen sich herrlich satt an trockenem Brot und schliefen gut auf hartem Stroh und waren so glücklich wie noch nie; denn sie konnten früh und spät an ihre Liebe denken und brauchten sich um nichts zu ängstigen: nicht um das eigene Leben und nicht um das Leben des andern.

Die andern aber ritten mißmutig und trübe, und da sie aus der Aufregung und Heße des Krieges heraus waren, kam ihnen allen ihr Eun bloß dumm und unnütz vor, und sie fragten sich, warum sie so herumritten, und fanden keine Antwort. Da wurden sie neidisch auf Björn und Brigitt. Das waren sie tief im Herzen schon immer gewesen; aber im Lagerleben und im Kampfe hatten sie nicht Zeit gehabt, daran zu denken. Und auch sie hatten ja bisweilen süßen Wein zu trinken gefunden, da oder dort, und ein weiches, warmes Lager in der Nacht. Aber jetzt ging nur die Langeweile mit ihnen, Tag um Tag, und sie mußten immer das Liebespaar vor sich herreiten sehen und mußten hören, wie sie jubelten und sangen, wo sie auf Stunden in die Kunde keine Ursache dazu finden konnten. Und da wurde der Neid in ihnen übermächtig, und die Begierde nach dem schönen Weib fraß ihnen das Blut. Sie dachten an nichts anderes mehr.

Und als in einem Abendscheine Brigitt von ihrem Liebsten weggegangen war, wie sie's bisweilen tat, um allein zu sein mit ihren Gedanken und dadurch noch näher ihm, als wie um sich das süße Gefühl der Sehnsucht zu bereiten und ihr Glück zu steigern, wenn sie dann wiederkam und selig seine Arme wieder fand und seinen Küssmund und Björn solcherweise einsam saß: da gingen die andern Reiter zu ihm hin und begannen davon zu reden, daß sie ein trostloses Leben führten und daß es Reitergewohnheit sei und unter Kameraden üblich, alles miteinander zu teilen, Freud und Leid, Lust und Schmerzen, und daß sie darum auch teilhaben wollten an seiner Freud und an seiner Lust und daß Brigitt ihnen allen gehören solle. Aber Björn lachte nur und nahm sein Schwert fest in die Hand. Da sahen sie ihn finster an und sagten nichts mehr und gingen weg. Björn aber suchte seine Liebste, und als er sie getroffen hatte, da ließ er sie schwören, daß sie nur ihm angehöre, jetzt und immer. Und sie war verwundert über seine plötzliche Unruhe und fast beleidigt über sein Anfinnen, sah aber dann in allem einen neuen Beweis seiner Liebe und tat lächelnd, was er verlangt hatte. Und er schloß sie fest in seine Arme, so fest, daß sie aufschreien mußte vor schmerzhaftem Glück. Und er sagte nichts von den Worten seiner Kameraden, um ihr nicht Angst zu machen und nicht einer schwarzen Wolke zu rufen. Und er vertraute auf seine Kraft.

Und der kleine Trupp ritt weiter, zuvörderst Björn und Brigitt und hintendrein die andern. Und Björn schaute kein einziges Mal zurück, ob nicht einer seine Waffen gegen seinen Rücken richte, so wenig fürchtete er sich und so sehr war wieder all sein Sinnen von Liebe angefüllt. Die Reiter aber schauten finster und böse und hielten sich zurück, damit sie unbehindert miteinander reden könnten. Und einer sagte, daß es dumm gewesen sei, mit ihm zu reden statt mit ihr; denn man wisse ja, wie veränderlich die Weiber seien und wie empfänglich für Gold und glitzerige Steine. Und wenn jeder von ihnen in seinen Taschen recht nachsuche und im Kleiderzeug unter den Flickern und Lappen, so werde sich wohl manches finden, um ein Weibesauge begehrlieh bligen zu lassen und zu einem guten Widergelt willig zu machen. Und die andern gaben ihm recht, und von da an warteten sie bloß darauf, daß sie mit Brigitt alleine reden könnten. Und sie mußten lange warten; denn die zwei ließen nicht voneinander.

Aber dann kam ein Tag, wo es einen gefährlichen Ritt galt; denn man hatte einen Haufen Soldaten von weitem gesehen und wußte nicht, war es Freund oder Feind. Das mußte ausgekundschaftet werden. Aber niemand wollte den Ritt wagen, bis Brigitt zu ihrem Liebsten sagte: „Reit du; du bist der Mutigste!“ Er

zauderte. „Ich will, daß du der Mutigste bist!“ Aber er zauderte immer noch und sah sich nach seinen Kameraden um. Sie blickten finster oder spöttisch und sagten untereinander: „Zeige ist er geworden, ein Weiberknecht!“ Und Brigitt hörte das und rief: „Ich will nicht, daß sie das von dir sagen; reit, mein Björn!“ Da ritt er. Aber viele Male schaute er sich um, ehe er hinter einem Waldstück verschwand.

Und Brigitt stieg auf einen Hügel, wo sie unbeweglich stand und in die Ferne schaute, um womöglich etwas von den Wegen und Schicksalen ihres Liebsten zu erfahren. Und die andern standen neben ihr. Aber sie starrten nicht in der Richtung, wo Björn verschwunden war, sie sprachen nicht von der Gefahr und erwogen nicht die und jene Möglichkeit: sie traten ihr nur immer näher mit gierigen Augen und gierigen Armen und begannen mit heißen Worten auf sie einzureden, und plötzlich funkelte es auf in den dargestreckten Händen von Gold und Edelsteinen. Und sie wurde rot und weinte vor Scham und stieß die Männer mit starken und zornigen Händen zurück, daß das Gold und die Edelsteine auf die Erde rollten. Und wie sie sich niederbeugten, um das kostbare Gut wieder zusammenzuraffen, und einer argwöhnisch und mißtrauisch auf den andern sah, lief sie zu ihrem Pferde, sprang auf und ritt den Weg, den er geritten war. Und viel Glück war es für sie, als sie ihn traf, der eben heil und ungefährdet von seiner Kundschaft zurückkam. Und sie brachte es nicht über sich, ihm von der Ursache ihres Mittes zu sagen, als sie ihn froh und freudig sah. Sie fiel ihm um den Hals und klappte zur Antwort auf seine Frage, daß sie aus großer Sehnsucht ihm entgegen sei. Denn sie wollte sein Glück nicht mit der Erzählung des Geschehenen vergiften.

Als sie zu den andern zurückkamen, hielten die ihre Waffen bereit; denn sie meinten nichts anderes, als daß Brigitt alles erzählt habe. Aber Björn äußerte nichts, das darauf gedeutet hätte, sondern sprach nur von seinem Mitt und daß sie nichts zu befürchten hätten; denn der Feind — zu ihm hatten in der Tat die Soldaten gehört — hatte sich nach ihrer linken Flanke verzogen. Die Reiter taten, als hörten sie aufmerksam zu, suchten aber bloß nach einem Zeichen in seinem Gesichtsausdruck oder im Tonsalle seiner Stimme, das ihnen verraten hätte, daß er alles wisse. Doch als sie das nicht fanden, wurden sie beinahe übermütig; denn vielleicht war ihnen Brigitt doch nicht so ganz wider Willen, wie sie getan hatte, und war bloß davongeritten, um sich kostbarer zu machen. Hätte sie ansonst das Geschehnis für sich behalten?

Und sie ritten weiter dahin, und sie konnten in ihren Gedanken nicht mehr von Brigitt loskommen, und sie mußten sich nur immer ausmalen, wie das wäre,

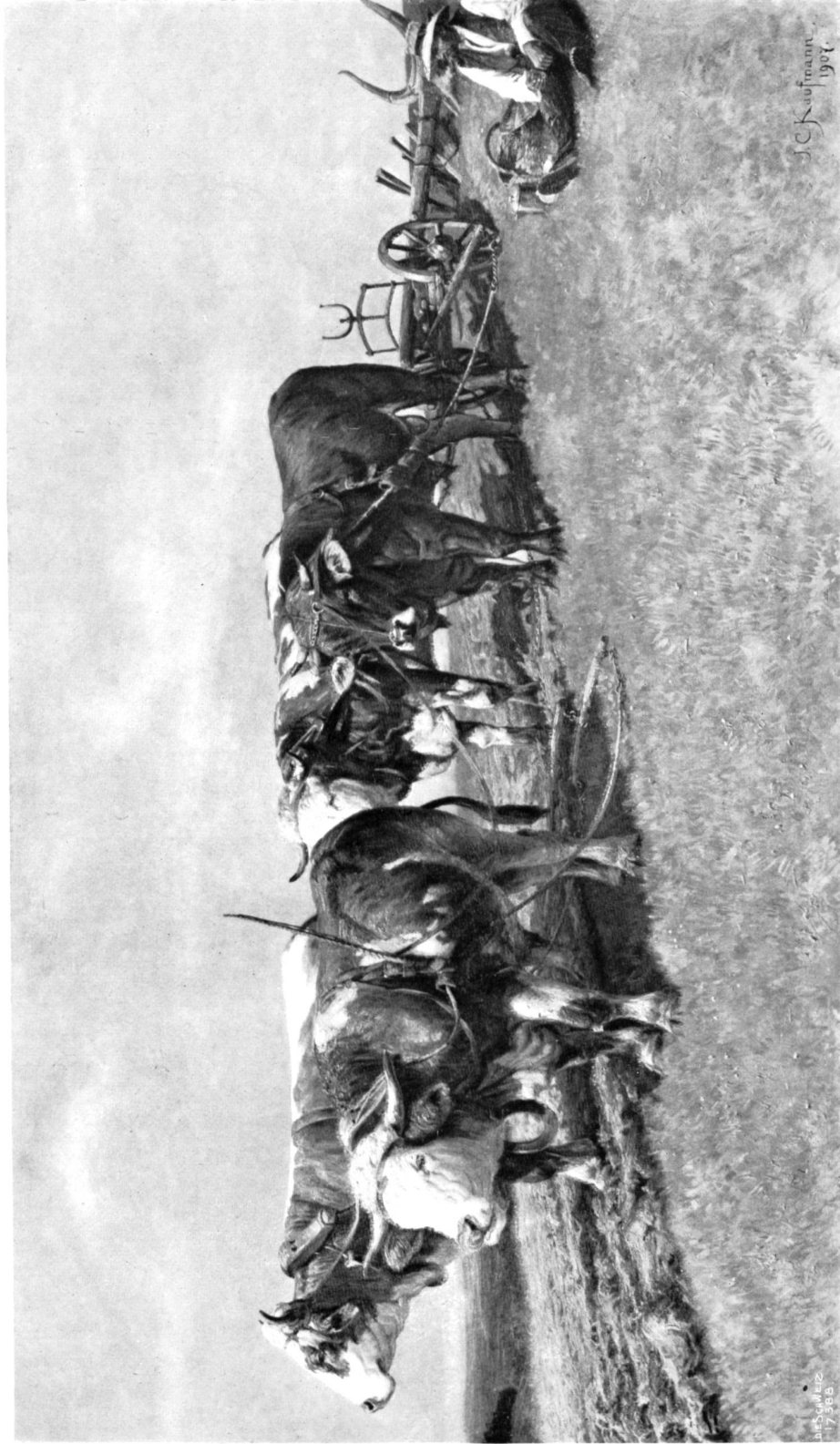
ihren Leib näher zu haben als das eigene Hemd. Und sie schauten einander mißtrauisch an, ob nicht vielleicht schon einer heimlich seine Lust gebüßt habe, und sie ließen sich gegenseitig die Kostbarkeiten vorweisen, um sicher zu sein, daß sie noch nicht als Geschenk weggegeben worden waren. Aber nie kam Brigitt einem von ihnen nahe. Sie ging ihnen aus dem Weg wie Ausfägigen und schloß sich noch enger an Björn an, wenn das überhaupt noch möglich war. Da begriffen sie endlich, daß es nicht nach ihrem Willen ging und daß sie umsonst auf das Gold und die Edelsteine in der Tasche gehofft hatten. Und einer sagte, daß er nur einen einzigen Weg wisse und nur ein einziges sicheres Mittel, um einen Mann so zu verwandeln, daß er für seine Liebste keinen Reiz mehr habe, und wenn er vordem auch noch so schön gewesen sei. Man könne einen Mann so verwandeln und dies auf einfache Weise und ohne weitere Zaubermittel, daß die Augen nichts mehr sähen und die Wangen nicht mehr rot würden und der Mund nichts mehr zu sagen hätte und die Lippen widerlich zum Küssen wären. Und die Liebste könne noch so voll von Sehnsucht sein, der Mann küsse sie nicht mehr und reiße sie nicht mehr an sich. Und da werde sie sich wohl nach einem andern Liebsten umsehen, der besser taue als ihr Mann, der so verwandelt worden sei. Und es brauche zu all diesem keine Hexerei, bloß einen Dolch, der scharf sei, und ein bißchen Kenntnis vom menschlichen Leib und ein Wissen um die Stelle, wo das Blut am schnellsten hinauslaufe, wenn man ein kleines Loch mache, und auch ein bißchen Uebung in Falschheit und Hinterlist.

Und die Kameraden verstanden ihn und beschloßen, so zu handeln, und sie warteten nur auf eine günstige Stunde, auf daß ihnen ein Toter nicht mehr im Wege stehe und die Lebenden zu ihrem Rechte kämen. Aber es kam nicht so schnell dazu; denn sie fürchteten sich, und immer war die Gelegenheit, die sich bot, noch nicht sicher und ungefährlich genug für ihre Angst.

In jener Zeit ritten sie durch ein friedliches Land, das noch nicht viel vom Kriegselend gespürt hatte. Es waren Leute von evangelischer Konfession. Sie hatten gute Besatzungen in den Städtchen und Burgen, und auf dem Lande hatten sich die Bauern zu Schutzwachen zusammengeschlossen gegen Freund und Feind. Raub und Todschlag wären den Schweden teuer zu stehen gekommen. Ihr Leben war immer gleich langweilig und dürftig.

Björn und Brigitt freuten sich des Friedens. Die geordnete und behäbige Umgebung ließ sie vergessen, auf was für einem Wege sie waren, und dachten sie an die gefährliche Begleitung, so war das wie ein dunkler Untergrund, auf dem sich ihr Glück noch heller und glänzender abhob. Sie dachten nichts anderes, als daß





Joseph Clemens Kaufmann, Luzern.

Rall in der Furche (1907).

sie auf einem Hochzeitszuge seien und daß sie nun bald in ihr Haus einziehen würden, das irgendwo für sie gebaut war. Und wenn die Kirchenglocken am Abend von ferne läuteten, so paßte das in ihre Stimmung, und sie konnten dann lange dafitzen, Hand in Hand, auch wenn die guten Glockenstimmen schon ausgeklungen hatten, und auf die vielen Stimmen hören, die in ihrem Herzen waren. Und vom vielen Beisammensein, bei Tag und bei Nacht, zu jeder Stunde, in jeder Stimmung, wenn die Leidenschaft ging und in der Ruhe darnach, die fast noch süßer war: da war ihr Glück so groß geworden, daß es beinahe schwer zu tragen war. Und wenn sie in die Zukunft schauten, so zweifelten sie heimlich, ob es noch größer werden könne, und es konnte die Angst über sie kommen, es könne von heut auf morgen zerbrechen wie ein allzu straff gespannter Bogen.

Und Brigitt träumte eines Nachts, daß sie auf einem dünnen Brette stünden über einem tiefen Abgrund, sie beide, Arm in Arm, und sie wurden vom Glücke gesegnet, mit Gold, das es auf sie hernieder schüttete, mehr und mehr. Und das war so schwer, daß sich das Brett bog und gegen den Abgrund hinunterneigte und bald, wer weiß, im nächsten Augenblicke schon, niederbrechen mußte.

Da erschraf Brigitt in ihrem Herzen, und sie sehnte sich plötzlich darnach, mit ihm zu sterben; dann konnte ihr Glück nicht mehr geringer werden. Und als sie am nächsten Abend vom Lagerfeuer weggingen, wo ihre Kameraden finster beisammen saßen, und sie über eine grüne Ebene gegangen waren als wie durch einen Garten, gegen den roten Abendhimmel zu, und sie zu einem stillen Fluße kamen, der in der Tiefe unter ihnen, nur ein paar Schritte entfernt, dem steilen Felsenhange nach so rein und kühl dahinsloß, da riß sie ihren Liebsten fest an sich und tat einen Schritt mit ihm bis an den Rand und rief und deutete ihm, daß er mit ihr hinunter springen solle. Björn verstand sie wohl und auch, warum sie's tat, und spannte schon die Sehnen an zum Sprung, als er noch einmal um sich sah auf alles Wachstum in der Ebene und auf den roten Abendhimmel und dachte, daß dies alles morgen wiederkommen würde nach der finstern Nacht und so ihr Glück ja auch, und er zurücktrat und Brigitt mit sich riß. Und sie gingen beide zurück, und Brigitt weinte fast und war nicht glücklich, bis er sie fest umfaßte und sie beide in die Liebe sprangen wie in ein tiefes Wasser und sie nichts mehr sahen und nichts mehr hörten, das Rauschen der Blätter im Abendwinde nicht und nicht die leisen vorsichtigen Schritte, die sich durch das Gras heranmachten, bis daß ein Dolch herniederfuhr, vom Rücken her, in das Herzen Björns und die Schritte wieder verklangen, wie aufgesogen von der Dunkelheit.

Da schrie Björn auf und warf sich in wildem Krampfe hin und her, und Brigitt sprang in die Höh mit zitternden Knien und konnte nicht stehen und sank wieder nieder und suchte ihre verwirrten Sinne zusammenzufassen. Und dann griffen ihre Hände in etwas Warmes und Feuchtes, und das war Blut. Da wußte sie, was ihm und ihr geschehen war, und sie nahm sein Haupt in ihren Schoß und suchte mit einem Tuche, das sie vom Busen riß, die sprudelnde Quelle zu stopfen. Und der Todwunde wurde ruhiger unter ihrer Hand und streckte sich und lag stille, nur noch die Lippen leise regend; doch war nicht mehr verständlich, was er sagte. Und sie bog ihr Haupt tief nieder, bis ihre Lippen auf den seinen ruhten und nicht mehr von ihnen gingen, solange ein bißchen Lebenswärme noch zu spüren war. Doch als die Todeskälte kam, dachte auch sie, zu sterben, und sie erinnerte sich an den stillen Fluß unter dem steilen Hang. Und sie stand auf und nahm den Toten auf die Arme, obgleich es sie fast zu Boden drückte, und ging mühsam ein paar Schritte und noch ein paar. Dann konnte sie nicht mehr, und sie mußte den teuren Leib niedersinken lassen auf die Erde. Und das war ihr ein großes Leid. Wohl dachte sie daran, den Leichnam durch das Gras zu schleifen; dann aber dachte sie an all die Steine und harten Schollen, und da konnte sie es nicht tun, denn es war ihr, als müßte er es spüren. So saß sie neben ihm und nahm sein Haupt von neuem in den Schoß und wartete die lange, ewige Nacht durch, die kein Ende nehmen wollte, bis dann doch endlich der Morgen kam mit Licht und unbestimmter Hoffnung.

Doch da tappten die andern Reiter durch das feuchte Gras zu ihr hin — weh ihr, so schlimme Hilfe — und taten erstaunt und erschreckt und sagten, daß sie die ganze Nacht voll Angst und Furcht um die beiden gewesen seien, daß sie aber hätten warten müssen, bis die Dunkelheit verschwunden war, ehe sie sich auf die Suche machen konnten. Brigitt jammerte und klagte nicht. Sie sah bloß von einem zum andern, und jedem ging der Blick durch Herz und Sinn wie ein feuriger Pfeil. Dann sah sie gegen die Straße, ob nicht ein Bauer komme oder ein Kaufmannswagen, um ihr zu helfen in so böser Not. Doch niemand war zu sehen. Da senkte sie ihre Blicke auf den Toten nieder, als könne der ihr helfen und ihr Vergessen schenken. Aber die andern scheuten den Toten nicht und rückten nahe an sie heran und rührten sie an mit lästernen Fingern und sprachen mit heißem Atem auf sie ein. Da wußte sie, daß ihr der Tote nicht mehr helfen könne, und sie schrie, als könne das helfen, und stieß sie weg. Aber die Reiter grinnten und lachten über ihr Schreien und ließen nicht los von ihr. Da fuhr plötzlich ein Ge-

danke in sie wie Rettung, und sie rief: „Nicht allen will ich gehören, das kann ich nicht, nur einem, dem Stärksten unter euch!“ Da stieß der eine, der ein großer und vierschrötiger Kerl war, die andern zurück und stellte sich prahlend vor sie hin als der stärkste und legte seine Hände auf ihre Schulter. Aber die andern, wütend vor Gier und Eifersucht, rannten ihn an mit Speißen und Schwertern, von vorn und von hinten, und fällten ihn. Und dann kehrten sie die Waffen gegen einander, um jeder für sich das Weib zu erkämpfen. Auf das hatte sie gehofft, und sie jauchzte, da sie das Kämpfen sah. Aber der eine, der schon immer die guten Ratsschläge gewußt hatte, besann sich und nannte seine Kameraden Tolle und Wahnsinnige, die einem Weibe in die Falle tappeten, dumm und blind. Da besannen sich auch die darauf, daß es besser sei, die Beute mit einander zu teilen, als sie einander streitig zu machen, und ließen ab vom Kämpfen. So ging die gute Hoffnung auf Erlösung wieder weg, die ihr schon so nah gewesen war, und sie ließ das Haupt sinken und bat um Ruhe und Frieden bis zur Nacht, um den Toten begraben und betrauern zu können. Und das gewährten sie ihr, nun, da sie sich ihrer Beute sicher wußten.

Und als Björn begraben war und sie auf seinem Grabe saß, mit beiden Händen vor den weinenden Augen, da saßen sie im Kreise um sie herum und begannen mit lusternen und unverschämten Worten von den bevorstehenden Freuden zu reden, daß sie es aber auch gut haben solle bei ihnen, daß sie alles Geld kriegen werde und auf einem feinen aufgeputzten Schimmel mit ihnen reiten solle wie eine Fürstin, und nichts mehr habe sie zu fürchten auf der Welt, denn es seien der starken Arme genug, um sie zu verteidigen. Brigitt ließ sie reden und sagte nichts mehr und dachte nur immer daran, wie sie sich retten könne vor soviel Schande in den barmherzigen Tod und doch die andern auch zugleich verderben könne, um ihren Björn zu rächen. Und das Glück hatte sie noch nicht ganz verlassen und schenkte ihr einen Rettungsgedanken. Und da wurde sie in allen Sinnen froh und fürchtete sich nicht mehr.

Langsam ging eine Stunde nach der andern ihren Weg, und der Abend kam mit Kühle und mit Dämmerung. Die Begierde der Reiter stieg immer mehr. Sie aßen nicht und tranken nicht. Sie starrten nur immer auf sie hin und sahen ihr die Kleider vom Leibe. Und als der letzte Sonnenstrahl erstorben war, da warfen sie das Los, um nicht in Streit zu kommen um den begehrtesten Vorrang. Und Brigitt flehte um die Gunst, daß man sie in Frieden lasse, bis die Finsternis da sei. Dann sei es leichter für sie; denn die Dunkelheit sei barmherzig und hülle alles ein, sodaß auch das Schrecklichste erträglich werde. Und wer weiß, ob

es ihr vielleicht dann nicht möglich sei, zu denken, daß sie den Björn in ihren Armen halte, wenn es auch ein anderer sei; das habe der ganz sicher nicht zu bereuen. Und die Reiter gewährten auch noch diese Frist und warteten, und einer bewachte den andern.

Und dann endlich war es dunkel, so dunkel, daß man nicht drei Schritte weit sah, und da trat der, den das Los getroffen hatte, an sie heran und griff gierig nach ihr. Aber sie riß sich los und sprang auf und aus dem Kreise heraus und gegen den Fluß zu. Und in Hast und Wut sprangen auch die andern auf und rannten hinter ihr drein, die wie ein schwacher Schein in ihrem hellen Kleide voranflog. Und sie sahen nur immer auf sie und auf nichts anderes und rannten wie hinter dem leibhaftigen Glücke her und meinten schon, es zu fassen, als es mit einem Sprunge in die Finsternis hinausflog und sie plötzlich den Halt unter den Füßen verloren und nicht wußten, was das war, und turmhoch hinunterfielen und, eh sie sich besinnen konnten, mit den Leibern hart auf den Ufersteinen des Flusses aufschlugen und das Leben verloren.

Brigitt war in das tiefe Wasser gefallen, und sie, die zu sterben gewünscht hatte, starb nicht; nur betäubt wurde sie und so vom Flusse weiter unten ans Ufer geschwemmt, wo sie wieder erwachte und erst nicht wußte, wo sie war, bis sie sich dann auf alles besann: auf den Tod ihres Liebsten und auf die eigene drohende Schande und auf ihren Racheversuch. Und sie ging dem Flusse nach und fand die Mörder alle tot, mit zerstückelten Gliedern und verspritzten Hirnen. Und da spürte sie die lustvolle Freude der Rache und schlug sie mit den Fäusten und gab ihnen Fußtritte und schrie ihnen Schimpfnamen zu, bis sie matt wurde und müde und den Ekel im Munde spürte und sie sich schämte und sich ängstlich umschaute, ob wer ihr Tun gesehen habe. Aber niemand war da. Dessen war sie froh und suchte nach einem Weg, um den Abhang hinaufzukommen. Und sie fand einen schmalen Steig, den sonst wohl Fischer gingen, und diesen kletterte sie hinauf, nachdem sie Hand und Fuß gewaschen hatte, um wieder rein zu sein, und schritt durch Wiesengras zum Plage hin, wo Björn begraben lag. Und dort setzte sie sich hin, mit der Ruhe im Herzen und mit reinen Händen und reinen Gedanken, und hielt verliebte Zwiesprache mit ihm in stillen kosen Worten und gedachte immer so zu sitzen und nie mehr wegzugehen, bis der Tod barmherzig sei und auch sie sterben lasse.

Am zweiten Tage aber, wie sie so darsaß, da trat ihre Jugend vor sie hin und rief sie an. Da spürte sie plötzlich viel Sehnsucht in sich, das Dorf Ettingen wiederzusehen und den Berg dahinter und vielleicht auch das Haus, in dem sie aufgewachsen war, und



vielleicht auch den Vater, wenn er noch lebte. Und obwohl sie weit drunten in Deutschland war und überall Tod und Verwüstung auf der armen Welt lagen und Not und Raubbegierde an jedem Wege laueren, so machte sie sich doch auf. Und als sie an den Rhein kam bei der Stadt Mainz, da fühlte sie sich nicht mehr einsam und grüßte das Wasser und bekam Tränen in die Augen und fühlte sich der Heimat nahe. Und sie ging dem lieben Strome nach, und wenn auch wahrhaftig der Mund oft hart war, der ihr Antwort gab, wenn sie um Brot bettelte, und wenn auch oft die Begierde wilde Arme gegen sie hob, so kam sie doch glücklich an allem vorbei: an der Not zu sterben und an der schlimmen Not der Männerbrunst, und das geschah, weil ihre Augen stolz und herrisch waren, aber auch süße, wenn sie flehten, und weil sie in ihrem Nieder einen Dolch verbarg, den sie nicht ängstlich war zu zücken. Und weil in jener Zeit, wo nichts galt als die Faust und wo man wenig Schönes sah, dagegen viele Laster und viel Verworfenheit, man ihren Mut hochachtete und weil es eine Freude für viele war, sie zu treffen in ihrer stolzen Pilgerschaft, und sie darüber fast zu guten Menschen wurden, solange sie Aug in Auge mit ihr standen, und sich nachher wohl verwundert besannen, wenn sie als Freunde gegangen waren, über sie und ihr Geheimnis und auch über sich selbst. Und so kam es dazu, daß ihr Weg wie ein heller schimmernder Streif wurde gleich einem Strahlenweg und daß Legenden aus ihm aufsproßten und daß sich die Erinnerung an sie in vielen armen und verängstigten Gemütern mit himmlischen Blumen schmückte und einem Heiligenbilde nichts mehr nachgab, während sie selber nichts ahnte davon, sondern nur immer treu und sicher ihre Straße ging, die ihr endlos zu sein schien, dann aber schließlich doch ein Ende hatte, als sie vor ihrem Dorfe stand.

Da wurde sie fast erschreckt und mußte sich auf einem Wiesenraine niederlegen. Und dort saß sie und barg ihr Gesicht, damit man sie nicht erkenne, und ließ die Leute vorübergehen und rief sie nicht an, bis daß ein Knabe des Weges kam und sie sich denken konnte, daß der wohl nichts von ihr wisse und ihr Gesicht nicht kenne. Und den fragte sie, ob der alte Gemeindevorsteher Rößler noch lebe, und das bejahte er und sagte auch, daß der ein merkwürdiger Mensch sei, der gern auf den Berg steige und lange dort oben stehe und in die Luft schaue, Rheinfeldern zu. Da wußte sie genug und ließ den Buben wieder laufen, und wie er sprang und mit diesem spielte und mit jenem, da wußte sie, daß er schon nicht mehr an sie denke. Und das freute sie; denn niemand sollte wissen, wer da am Wege saß. Und sie sann nach und ging dann nicht in das Dorf

hinein, sondern wartete, bis der Abend kam und die Ruhe und die verschwiegene Nacht, da ging sie ins Dorf und zu ihrem Vaterhaus. Und dort stand sie lange. Aber sie bereute nichts und ging auch nicht hinein; denn nichts anderes mehr sollte zwischen sie und ihren Liebsten treten, und wenn man ihr Björn auch genommen hatte, so sollte ihr doch niemand die Erinnerung an ihn nehmen und nichts anderes mehr eine Wohnstätte aufschlagen neben ihm in ihren Gedanken.

Und sie ging wieder aus dem Dorfe, als es noch Nacht war und der Hahn noch nicht gekräht hatte, und ging gegen das Bruderholz und hielt vor dem Walde an über den Nebbergen und wartete, bis die Sonne aufstieg, und sah lange auf das Dorf und auf die Wiesen und Felder und auf den Berg dahinter und alles, was ihre Heimat war. Und sie sah alle Schönheit und atmete tief, um so recht die Heimatluft zu spüren. Und so wartete sie auch noch, bis der Rauch aus den Kaminen aufstieg und wie eine kleine Triumphsäule des Friedens und des behaglichen Glückes über jedem Hause stand.

Da wußte sie, daß sie nichts mehr mit denen dort unten gemein habe, und sie begann ein schwedisches Reiterlied vor sich hinzusingen, wie sie es in glücklichen Tagen gelernt, und ging in den Wald hinein, in der Richtung gegen den Rhein. Und von da an sah sie nicht mehr links und nicht mehr nach rechts und grüßte nicht, wenn sie einem Menschen begegnete. Sie ging nur immer gegen den Rhein und sang ihr Lied. Und das Lied, das ein mutiges, trotziges Reiterlied war, gewann an Stärke und wilder Bewegung, je länger sie ging. Und als sie auch durch die Hard gegangen war und hoch am Borde stand des großen Stromes, da klang das Lied verwegen und stolz, daß, wer es hörte, an Reiter denken mußte, wenn er auch kein Wort verstand.

Und sie kletterte das steile Bord hinunter und sang wieder, als sie über die Kieselsteine ging und den Sand am Ufer, und sie sang noch lauter und wilder. Und sie sang, und sie sprang in das Wasser hinein und sang, bis ihre Füße keinen Halt mehr fanden und über ihren lauten Mund die Wellen gingen.

Und der Strom führte sie mit sich, hob sie bald hoch auf, daß die Sonne über ihr Antlitz ging, bald tauchte er sie tief in seine grüne Dunkelheit. Und Brigitt Rößler kümmerte sich um nichts mehr, weder um die Sonne noch um die grüne Dunkelheit. Und sie hörte es auch nicht mehr, daß auf der Brücke zu Basel ein paar Menschen hin- und herliefen und schriegen: „Eine Leich', eine Leich'!“ und aufgeregte in das Wasser hinunterdeuteten. Und sie spürte es auch nicht mehr, daß sie der Rhein bei Istein sanft auf das Ufer legte und daß zwei Fischer, die vorüberkamen, mit Schrecken sie sahen und auch mit Bewunderung und sie aufhoben

und auf den Friedhof trugen, der unter den Felsen liegt, und sie begruben. Und sie sah auch nicht mehr, wie gut sie lag in geweihter Erde und daß blaue Schwertlilien auf ihrem Grabe wuchsen.

Denn Brigitt Rößler war nur noch ein Gedanke gewesen, schon eh die Wellen über ihren Mund gegangen waren, nicht Fleisch und Blut mehr mit seiner

Angst und wild auffpringenden Lebensbegier. Und dieser Gedanke hatte in einem kurzen Worte Platz gehabt und hatte Björn geheißt und war so voller Macht und Kraft gewesen, daß er ihr ganzes Sein mit Glück und Seligkeit durchdrungen hatte, bis dann auch er verglommen war als wie ein Licht in Dunkelheit, schmerzlos und still, mit starker Süßigkeit noch im Verglimmen . . . .

## Wie Peter Lederscheit ein Mönch ward.

Nachdruck verboten

Skizze von Rosa Weibel, Zürich.

Der ehrfame Ratsherr und Richter Lederscheit kam mit gemessenen Schritten aus dem Rathhaus über den Marktplatz und trat in sein Haus. Er stieg die dunkle eichene Treppe hinauf in seine Kammer, legte gewohnheitsgemäß die steife Halskrause, Degen und Mantel ab und stieg wieder hinunter in die Gßtube. Die Magd trug die Suppe auf. Der Ratsherr setzte sich oben an den Tisch und legte den Löffel in den blanken Zinnteller. Da trat blaß und abgehärtet sein Sohn Peter ein. Er setzte sich neben den Vater und faßte den Löffel.

„Was ist mit dem Käterle, Vater?“ fragte er und starrte in des Ratsherrn Gesicht. Dieser sah auf seine Suppe; keine Muskel zuckte in den eisernen Zügen.

„Sie kommt aufs Rad,“ gab er mit langsamem, schweren Worten zur Antwort.

Peter Lederscheit ließ den Löffel fallen und umkrallte den bauchigen Weinkrug am Halse.

„Könnt Ihr sie nicht retten, Vater? Rettet sie, rettet sie!“

Wie ein flammender Blitz flog ein Blick aus des Ratsherrn Augen zu seinem Sohn hinüber.

Peter sprang auf und lief unbedecktes Hauptes die Gerbergasse hinab, bog in das enge Krebsgäßchen ein, rannte die alte Schmiedin beinahe über den Haufen, sprang über den Stadtwall und lief dem Walde zu. Im einsamen Dickicht warf er sich auf die Erde, schrie und schlug die Fäuste auf den Boden.

Käterle hatte nachts ihr Kind in den Stadtgraben geworfen, ein Schneidergeselle hatte sie gesehen. Sie wurde gefangen genommen und sollte peinlich befragt werden; doch sie gestand vorher.

„Schlechtes Kraut!“ meinte einer der Richter. „Ist nichts zu machen!“

Schon Käterle hatte keinen Vater gekannt. Ihre Mutter,

die Balbern, hatte Kräutertee und Salben verkauft und dem, der es wollte, das Schickal aus den Karten gelesen. In ihrer Jugend sei sie, wie das Käterle, bildsauber gewesen.

Das Käterle hatte den Richtern mit „Ja“ oder „Nein“ geantwortet; nur, wer der Vater des Kindes sei, hatte sie nicht sagen wollen. Man hatte sie darauf in die Folterkammer geführt, um sie auf dem eisernen Stuhl mit mehr Erfolg zu befragen; aber sie war auf der Schwelle ohnmächtig zusammengebrochen und mußte in das Gefängnis zurückgetragen werden . . .

Peter Lederscheit lag im Walde und krallte die Hände um eine nackte Eichenwurzel.

Auf das Rad! Allmächtiger Gott und Heiland! Das schöne Käterle mit den apfelrunden Wangen und dem jungen Leibe sollte auf das Rad, weil sie ihr und sein Kind in den Stadtgraben . . . Allmächtiger Gott! Allmächtiger . . .

Peter rang seine wundgeschlagenen Hände und flennete.

Andern Tags himmelte das Armenländeräldelein vom Turm. Die Menschen liefen an die Fenster, unter die Türen, hinaus auf die Gassen. Alle ließen sie die Arbeit liegen. Ueber den Marktplatz kam ein Zug Menschen, sie brachten das Käterle.

Vor ihr her lief ein Mönch mit einem Christuskreuz hoch in Händen, links und rechts neben ihr zwei Mönche mit weißen wallenden Bärten; hinter ihr — der Henker im roten Mantel, die Richter, Stadtknechte und Menschen, Menschen . . .

Mitten auf dem Markte brach das Käterle zusammen; es konnte nicht mehr gehen. Der ganze Zug kam ins Stocken, zwei Knechte mußten zurück um einen Karren zu holen, auf dem man das Käterle zum Galgen führen konnte . . .

In der Stube des Ratsherrn Lederscheit sprang einer vom Fenster weg und warf sich wimmernd vor die braunpolierte Ofenbank, rang die Hände und stöhnte:

„Allbarmherziger Gott, Jesus und Heiland, vergib mir!“

Nach zwei Stunden stieg der Ratsherr wieder die eichene Treppe hinauf in seine Kammer, um die weiße Halskrause abzulegen. Er kam erst herunter in die Stube, als die Magd zweimal zum Essen gerufen hatte. Die Sonne schien schräg durch die runden Bleifenster in Peters freideweißes Gesicht.

Der Ratsherr sah ihn an und setzte sich wortlos an den Tisch.

„Könntet Ihr sie nicht retten, Vater? Könntet Ihr sie — nicht — retten?“

Der Ratsherr umfaßte den vollgeschenkten Becher und stellte ihn zur Seite.



Aus China, Abb. 1. Große Opferhalle des Kaisers Jung Lo in den Ming-Gräbern.